

Z+ Selbstversorger

## Revolution mit Spaten

Willy und Frieda Ackermann zogen 1931 in einen norddeutschen Wald. 40 Jahre später wurden sie zu Vorbildern einer neuen Jugendbewegung.

Von Marcus Jauer

Aus der ZEIT Nr. 34/2024 [[https://www.zeit.de/2024/34/index?utm\\_campaign=wall\\_abo&utm\\_content=premium\\_packshot\\_cover\\_zei&utm\\_medium=fix&utm\\_source=zeitde\\_zonpme\\_int&wt.zmc=fix.int.zonpme.zeitde.wall\\_abo.premium\\_packshot.cover.zei](https://www.zeit.de/2024/34/index?utm_campaign=wall_abo&utm_content=premium_packshot_cover_zei&utm_medium=fix&utm_source=zeitde_zonpme_int&wt.zmc=fix.int.zonpme.zeitde.wall_abo.premium_packshot.cover.zei)]

Aktualisiert am 11. August 2024, 17:55 Uhr 

▶ 14 Min.  57  Verschenken



Im Haus der Ackermanns gab es weder Strom noch fließendes Wasser, aber jede Menge Bücher. Im Winter gaben sie ihren Kindern gegen die Kälte einen warmen Stein aus dem Ofen mit ins Bett. © Wilfried Bauer/ Stiftung F. C. Gundlach/stern-Fotoarchiv der Bayerischen Staatsbibliothek

Dieser Artikel ist Teil von ZEIT am Wochenende [<https://www.zeit.de/we>], Ausgabe 32/2024.

Da ist das Haus. Zumindest, was von ihm übrig ist. Es steht im Wald, allein, in kniehohem Gras, umgeben von Birken, Kiefern und Haselnusssträuchern. Eine Ruine, zu der kein Weg mehr führt. Das Dach ist weg, die Decke eingestürzt. Der Schornstein ragt aus den Trümmern wie ein hohler Zahn. Lediglich ein rostiger Küchenherd, begraben unter Ziegeln, zeigt an, dass hier einmal Menschen gelebt haben.

Ein paar Meter weiter lehnt ein Grabstein an einer alten Eiche. Willy und Frieda Ackermann. Geboren 1902 und 1905, gestorben 1985 und 1986.

Man steht da, froh, überhaupt noch Reste der Geschichte gefunden zu haben.

Willy und Frieda Ackermann haben mehr als ein halbes Jahrhundert in diesem Wald verbracht, ein paar Kilometer nördlich von Wolfsburg [<https://www.zeit.de/the-ma/wolfsburg>], eine Stunde zu Fuß nach Tiddische, ins nächste Dorf. In einer selbst gebauten Blockhütte ohne Strom, fließendes Wasser und moderne Technik, nur mit der Kraft ihrer Hände und so gut wie ohne Geld. Vier Kinder haben sie großgezogen. Sie hielten Schafe, Ziegen, Hühner, Bienen und ernährten sich von dem, was sie selbst anbauten. 1933 wurden sie von einer Horde Nazis überfallen, die Willy halbtot schlugen, weil sie ihn für einen Kommunisten hielten. Im Winter 1947 wären sie fast erfroren, im Sommer 1959 vernichtete eine Hitzewelle ihre Ernte. Trotzdem hielten sie fest an diesem harten, einfachen Leben und verzichteten freiwillig auf alles, was nur einen Katzensprung entfernt selbstverständlich war – Versorgung, Bequemlichkeit, Wohlstand, eine gesicherte Existenz. Wozu?

---

Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 34/2024. Hier können Sie die gesamte Ausgabe lesen. [<https://premium.zeit.de/abo/diezeit/2024/34>]



---

Willy und Frieda Ackermann sind Kinder der Zwanzigerjahre. Einer Zeit, die uns inzwischen wieder nahe zu sein scheint in ihren Verwerfungen, Umbrüchen, den großen Erwartungen und der Vorahnung von Katastrophe. Das Faszinierende an den Ackermanns ist, wie sich die Fragen, die sich die Gesellschaft in jener Zeit stellte, in ihrer Biografie niedergeschlagen haben – und dass es Fragen sind, die uns auch heute bewegen.

Willy Ackermann ist in einem Hamburger Hinterhof aufgewachsen, viertes von fünf Kindern eines Setzers, der bei einem Unfall alle Finger einer Hand verloren hatte. Der Vater, jähzornig und oft betrunken, prügelt ihn für jeden kleinen Fehler. Aber das tut der Pfarrer in der Sonntagskirche auch, genauso wie der Glasmaler, bei dem er in die Lehre geht. Der Junge macht keine guten Erfahrungen mit Autoritäten. Er schließt sich der anarchistischen Arbeiterjugend an, und als er bei einem ihrer Ausflüge auf den Wanderprediger Louis Haeusser trifft, einen Mann, der in Büßerhemd und Sandalen auftritt und in seiner Rede Nietzsche ebenso zitiert wie Laotse, verändert das sein Leben.

Wanderprediger gibt es Anfang der Zwanzigerjahre einige. Messiasfiguren, die durch das Land ziehen, unter freiem Himmel schlafen und in den Städten mal vor Hunderten, mal vor Tausenden Leuten sprechen. Sie prophezeien die Apokalypse und predigen Selbstrettung durch "innere Umkehr". Haeusser, der sich "Erlöser der Menschheit" nennt, ist der bekannteste von ihnen – und

findet an diesem Tag einen neuen Anhänger. Kurz darauf schmeißt Willy Ackermann die Lehre und entscheidet sich für ein Leben auf der Landstraße, nicht aus Not, sondern in einem Gefühl von Freiheit.

Im Vergleich dazu hatte Frieda Pohl eine behütete Kindheit. Sie stammt aus Breslau, ihr Vater ist Oberpostdirektor und schickt sie auf die Universität, damit sie Lehrerin werden kann. Bei einem großen Jugendfest lernt sie Willy Ackermann kennen. Das Treffen, zu dem Studentenbünde, Wandervögel und Lebensreformer geladen haben, findet in Hessen auf einer Bergkuppe unter freiem Himmel statt. Über Monate schreibt er danach Postkarten von unterwegs, bis er plötzlich bei ihr vor der Tür steht. Ein wilder Mönch, lange Haare, langer Bart, ein kragenloser Kittel, wie immer barfuß. Während ihr Vater noch nach der Polizei ruft, geht sie mit ihm mit.

Eine Zeit lang leben die beiden in Hamburg, wo Willy Ackermann mit Freunden die "Wendepunkt-Gemeinschaft" gründet. Eine von unzähligen Gruppen, die Ende der Zwanzigerjahre Ideen für eine bessere Gesellschaft haben. Sie bauen Möbel aus Sperrmüll, weben Teppiche aus Stoffresten und beackern einen Kleingarten, in dem sie sonntags kostenlose Gymnastikkurse anbieten. Es ist eine Reaktion auf eine Welt, die zwischen Aufbruch und Verunsicherung pendelt, dass es dem Einzelnen schwindelig werden kann. Doch mit den großen Vereinfachern von damals können die "Wendepunkt"-Leute nichts anfangen, mit den Kommunisten nicht, mit den Nazis sowieso nicht. Ihr Vorbild ist Gandhi, der Indien gerade gewaltlos von der britischen Kolonialherrschaft befreit. "Revolution mit Webstuhl und Spaten" lautet der Titel ihrer Flugblätter, die voller Ausrufezeichen sind.

"Das Leben ist kalt! Wir wollen wieder Wärme!", schreiben sie darin. "Es ist abstrakt geworden, wir wollen es konkret!"